

Prof. Dr. Armin Nassehi

Wie können Städte urban bleiben?



Städte waren stets die Laboratorien der gesellschaftlichen Entwicklung. Städte waren stets die Orte, an denen sich jene Dynamik entfaltete, die für Gesellschaften typisch werden sollte – und dies ist wahrlich kein Phänomen der Moderne, was man etwa daran sehen kann, dass wir die Entwicklung wenigstens westlicher Gesellschaften an Städten festmachen: an Athen als der Polis, die als erste Demokratie eine städtische Form des Interessenausgleichs erfunden hat; Rom als Zentrum der ersten Weltmacht, später dann als Zentrum des christlichen Europas; später dann die europäischen Zentren als Basen jeweiliger Nationalstaaten und heute schließlich die großen städtischen Agglomerationen der Welt.

Dorf – Kloster – Stadt

Um sich der Frage zu nähern, was das Städtische ausmacht, könnten zunächst drei Idealtypen recht hilfreich sein, an denen man das Spezifikum der Städte verdeutlichen kann, nämlich an den drei Idealtypen des Dorfes, des Klosters und der Stadt. Das Dorf ist vor allem von Gleichartigkeit geprägt. Tätigkeiten, die innerhalb eines Dorfes verrichtet werden, sind nicht wirklich gleich, aber insofern gleichartig, als sie sichtbar aufeinander bezogen sind und deshalb sehr sensibel auf Abweichung und Varietät reagieren. Das Kloster dagegen ist wie eine Organisation aufgebaut, mit klarer arbeitsteiliger Struktur und vor allem mit dem Medium der zentralistischen Entscheidbarkeit von Sachverhalten und spezifischen Mitgliedschaftsrollen. Diese beiden Sozialformen bringen jedenfalls zueinander passende Formen miteinander in Verbindung, Städte dagegen haben es mit der Koordination von Disparatem zu tun, mit starken Unterschieden im Hinblick auf Tätigkeitsfelder, Aufgaben, Funktionen, Milieus und im Hinblick auf soziale Ungleichheit. Schon diese erste Annäherung sollte deutlich machen, dass das Städtische vor allem mit Unterschiedlichem zu tun hat, Komplexität und Unsichtbarkeit bewältigen muss.

Wenn es stimmt, dass bis zum Jahre 2025 ca. 60% der Weltbevölkerung in Städten bzw. in städtischen Agglomerationsräumen leben wird, wird deutlich, dass sich entscheidende Herausforderungen der Weltgesellschaft tatsächlich am Städtischen festmachen werden. Dazu gehören ökologische Fragen ebenso wie Fragen der Versorgung, logistische Herausforderungen ebenso wie die soziale Frage, die in Europa spätestens seit dem 19. Jahrhundert keine in erster Linie städtische Frage war.

Doch hier soll es nicht in erster Linie um solche Fragen gehen, sondern um die merkwürdige Frage, ob und wie Städte urban bleiben können. Dies ist eine in der Tat merkwürdige Frage, tragen doch beide Bezeichnungen – das Städtische und das

Urbane – den gleichen Wortstamm in sich. Das Urbane freilich meint mehr als das Städtische, es meint eine bestimmte Qualität des Städtischen. Ich werde mich deshalb zunächst der Frage nähern, was man unter einer Stadt zu verstehen hat, um danach die Frage des Urbanen in den Blick zu nehmen.

Was ist eine Stadt?

Um es auf eine Formel zu bringen: In Städten kommt zusammen, was *nicht* zusammengehört. In Städten kommen, anders als in Dörfern und Klöstern, um die beiden Idealtypen noch einmal aufzugreifen, Dinge zusammen, die nicht vorgängig schon miteinander koordiniert sind: Politik und Wirtschaft, Recht und Religion, Milieus, Lebensformen, kulturelle Differenzen, also all das, was füreinander nicht selbstverständlich ist.

In Städten werden zwei Grundelemente der Moderne wie in einem Brennglas verdichtet: **Einheit und Differenz**. Auf Einheit schielen Städte schon deshalb, weil sie Namen tragen, weil sie – zumindest im europäischen Normalfall – einheitsstiftende Zentren haben und über relativ eindeutige Grenzen verfügen – seien es eher politisch gezogene Grenzen kommunaler Zurechnungs- und Zuständigkeitsräume oder räumlich-gegenständliche Grenzen der Bebauung und Besiedlung von Agglomerationsgebieten. Auf Differenz verweisen Städte freilich schon dadurch, dass in ihnen soziale Formen aufeinandertreffen, die weniger durch Ähnlichkeit als durch Verschiedenheit charakterisiert werden. Die Stadt erzwingt geradezu Verschiedenheit, arbeitsteilige Differenz und damit auch eine Differenz der Perspektiven, die, räumlich konzentriert, an einem Ort aufeinandertreffen.

Dieses Bild der Kombination von Einheit und Differenz hat im Übrigen einen biblischen Ursprung – ob Babylon als das Symbol der Sprachverwirrung und der uneinholbaren Perspekti-

vendifferenz oder das himmlische Jerusalem als der Ort, an dem die Einheit der Verheißung gestiftet wird¹, stets sind es Städte, an denen sich das Problem der Differenzerzeugung und der Einheitsstiftung stellt. Und es waren ohne Zweifel Städte als räumliche Verdichtungen des Sozialen, in denen sich und an denen sich gesellschaftlicher Wandel und evolutionäre Prozesse niederschlugen. Exakt in diesem Sinne stellt sich die moderne Gesellschaft als eine *stadtnahe* Gesellschaft dar – zumindest in ihren in erster Linie politisch formierten Selbstbeschreibungen, die schon im Begriff des *Politischen* das Städtische der *polis* enthalten. Insofern haben sich Städte tatsächlich als Laboratorien der Moderne dargestellt, als die Orte, an denen sich jene funktional ausdifferenzierten Zentren der Gesellschaft – Ökonomie, Politik, Recht, Religion, Bildung, Kunst und Wissenschaft – begegnen und aufeinander bezogen werden. Städte sind in diesem Sinne nicht, wie etwa René König (1958) für die *Gemeinde* als *Grundform der Gesellschaft* meinte, „Gesellschaft auf lokaler Basis“ – das stimmt schon für stadtferne Siedlungsformen nicht, nicht einmal für die Vormoderne –, sondern umgekehrt: *Lokalität auf gesellschaftlicher Basis*. In städtischen Räumen verdichten sich also gesellschaftliche Strukturen, Differenzierungen und Routinen an einem Ort – und lassen damit Differenzierung besonders hervortreten.



Abb. 1: Simultane Erfahrung von Verschiedenem – hier in Prag (Fotos: Jost)

Städte sind *Grenzphänomene*. Aufgrund ihrer räumlichen Struktur, Unterschiedliches in den Modus des *Nahen*, des *Erreichbaren*, des räumlich *Verdichteten* zu bringen, verweisen Städte stets auf Grenzen, indem sie Verschiedenheit betonen. Grenzen sind nichts anderes als kognitive Schemata, die dadurch entstehen, dass Unterschiedliches gleichzeitig wahrgenommen wird. Das verweist sowohl auf Zeit als auch auf Raum. Schon in Kants transzendentaler Ästhetik werden Raum und Zeit durch die kognitive „Synthesis des Mannigfaltigen“ (Kant 1983, 205/B 202) bestimmt. Diese Synthesis setzt per se Grenzen zwischen Mannigfaltigem, das als Mannigfaltiges nur dadurch erscheint, dass es *unterschiedliche* extensive

Größen enthält. Die Anschauung des Raumes entsteht also durch die Apprehension des Zugleichseins der Substanzen, also durch Erfahrung, mithin *empirisch* (vgl. ebd.: 243/ B 258). Als kognitive Leistung entsteht der Raum also dadurch, dass Unterschiedliches gleichzeitig erfahren, also *synchronisiert* wird. Und die Betonung von Grenzen entsteht dadurch, dass dies Gleichzeitige Unterschiedliches umfasst, das voneinander getrennt ist.

Städte vermitteln in der Tat die simultane Erfahrung von Verschiedenem, dessen *zeitliche* Simultaneität nur dadurch möglich wird, dass es sich in einem aufgespannten Raum ereignet, in dem das – um noch einmal die Kant'sche Diktion zu bemühen – „Zugleichsein der Substanzen“ (ebd.) nur deshalb wahrgenommen werden kann, weil sich all dies an einem Ort, in einem Raum ereignet. Das Mannigfaltige, das Unterschiedliche rückt in der Stadt nahe zusammen, wird aufeinander bezogen, befindet sich in unmittelbarer Wechselwirkung in Echtzeit und vermag es kaum, die getrennten Sphären auch voneinander getrennt zu belassen. Sie *synchronisieren* an einem Ort, was sachlich unterschiedlich ist. Städte waren, wie Hannah Arendt (1981, S. 27 ff.) gezeigt hat, deshalb stets der Ort, an dem sich der *logos*, das Wort entfaltete, und zwar in dem Sinne, dass hier Öffentlichkeiten entstanden sind – Öffentlichkeiten im Sinne der Beobachtbarkeit des *anderen* und der permanenten Gefahr kommunikativer Negation. Schon Aristoteles hatte in seiner Bestimmung des Menschen als eines *zoon politikon* das Städtische, das Politische, also: die *polis* von der *oikia* getrennt – Letztere der Bereich der Tradition und der Routine, der Herrschaft des Mannes und der unbefragten Solidarität der Familie, Erstere der Raum, in dem die Reziprozität des Wortes für gesellschaftliche Ordnung sorgt. Hannah Arendt hat das aristotelische *zoon logon echon*, des sprechenden Lebewesens, in diesem Sinne nicht als anthropologisches Fundament aufgefasst. Denn im Besitz des *logos* waren nur die männlichen Bürger einer Polis, für die das außerhäusliche Sprechen das entscheidende Geschäft war, ein Geschäft, das über das Medium sprachlicher Kommunikation jene Einheit des Gemeinwesens herzustellen hatte, die man im privaten oder sakralen Bereich eher durchs Schweigen und durch die Vermeidung von kommunikativen Negationspotenzialen immer schon voraussetzen konnte.

Neue Kommunikationsformen

Nun hat die griechische Selbstbeschreibung der *frei diskutierenden, demokratischen Öffentlichkeit* eine lange Tradition entfaltet, auf die ich hier nicht eingehen werde. Entscheidend ist vielmehr dies: Die Entfaltung der kommunikativen Bearbeitung von Negationsrisiken in der Kommunikation hat unmittelbar damit zu tun, dass sich in Städten, also an einem Ort, d.h. in einem Wahrnehmungsfeld, das das Zugleichsein von Mannigfaltigem erlaubt, tatsächlich Unterschiedliches versammelt. Insofern liegt tatsächlich in der städtischen Entfesselung

¹ Vgl. dazu auch den Beitrag von Alexander-Kenneth Nagel auf Seite 121.

von Kommunikation und Beobachtbarkeit der Schlüssel dafür, dass sich in den Städten eine neue Epoche ankündigt. Hans Paul Bahrndt notiert etwa im Hinblick auf die mittelalterliche Stadt: „Die neue Ordnung ist alles andere eher als eine Demokratie, deren Würdenträger dem ganzen Volk verantwortlich sind. Ein großer Teil der Mitglieder des neuen Gemeinwesens dürfte zuerst so gut wie überhaupt keine politischen Rechte gehabt haben. Trotzdem ist die Lage der neuen Obrigkeit nicht mit der der alten Herren zu vergleichen. Mag das ‚Volk‘ noch so rechtlos sein, es kann auf dem Marktplatz zusammenlaufen und Lärm schlagen. Am Marktplatz steht das Rathaus. In unmittelbarer Nähe finden sich die Patrizierhäuser. Rathaus und Patrizierhäuser sind wenigstens im Norden nicht befestigt. Man kann sich in ihnen nicht verschanzen wie in einer Burg. Der Versuch, Entscheidungen hinter verschlossenen Türen zu fällen, findet seine Grenze. Die Macht der neuen Obrigkeit ist eingeschränkt, weil sie ihr Tun dem Einblick und dem Eingriff des Volkes nicht mehr völlig entziehen kann. Ihre Tätigkeit liegt offen zutage: Der Weg von der Werkstatt zum Markt ist kurz. Und die Obrigkeit besitzt keine Mittel, die Einwohner in ihren Wohnungen und Werkstätten festzuhalten, wie es der Feudalherr mit Hilfe seiner Gesindeaufseher im Bereich seines Oikos tun konnte.“ (Bahrndt 1969, S. 88 f.) Bahrndt stellt hier sowohl auf die Gleichzeitigkeit und Gleichörtlichkeit des Unterschiedlichen ab als auch darauf, dass das zu neuen Kommunikationsformen führt, die mit höherem und vor allem deutlicherem Negationspotenzial rechnen müssen als schichteninterne Kommunikationsformen.

Sozialdimension

Städte etablieren Grenzen und die Gleichzeitigkeit des Unterschiedlichen in verschiedenen Dimensionen: in der *Sozialdimension* machen Städte unterschiedliche soziale Lebensformen, unterschiedliche werktätige und tätigkeitsbezogene Felder und unterschiedliche Gruppen der Gesellschaft sichtbar, deren Wechselwirkung sich womöglich erst hier zeigt, weil sie hier aufeinandertreffen. Erst hier bedarf es ausgeklügelter Formen der symbolischen Chiffrierung von Zugehörigkeiten und Gruppenidentitäten, etwa in Kleidungsvorschriften, Vorschriften der Begehbarkeit von Räumen, Wegerechten oder auch nur Gruß- und Ignoranzpflichten. Ferner spiegelt sich in Städten zum ersten Mal *soziale Ungleichheit* als gesellschaftliches Problem – zum einen weil Wohlhabende und Arme näher zusammenrücken, zum anderen auch deshalb, weil Städte mit dem Siegeszug nationalstaatlicher und nationalökonomischer Modernisierung zu den Orten werden, an denen sich die neue, an Erwerbsarbeit orientierte Form moderner Inklusionsverhältnisse entwickelt.

Ferner ziehen gerade Städte diejenigen an, denen unproblematische Inklusionen in traditionale Versorgungs- und Patronatsverhältnisse nicht mehr gelingen. Eine der Mannigfaltigkeiten der Städte ist also ihre Konzentration von Wohlleben und Elend an einem Ort, von sozialem Luxus und einfachen

Verhältnissen. Sie trennen in der Sozialdimension, und sie verbinden zugleich, weil sie deutlich machen, dass die verschiedenen Strata in ein und demselben Raum leben und sich entsprechend auch wechselseitig *wahrnehmen*, vielleicht sogar: voneinander abhängig machen – vielleicht ist in der Sozialdimension erst das möglich, was nach einer Formulierung von Jürgen Habermas als Begriff firmiert, „unter dem sich die Spannungen, Widersprüche und Fraglichkeiten zusammenfassen, die sich mit der Wirksamkeit der Ideen von Freiheit und Gleichheit ergeben“ (Habermas 1998, S. 92). Dieser Begriff heißt *Gesellschaft*, und er scheint – vor allem als politischer Begriff – auf soziale Ungleichheit zu zielen.



Abb. 2: Bekenntnisse im öffentlichen Raum – hier in Kassel

Sachdimension

In der *Sachdimension* ziehen Städte ebenfalls das Ungleiche an und operieren mit Differenzen, Grenzen. Verweist unter Gesichtspunkten der Sozialdimension Modernisierung vor allem auf die Frage sozialer Ungleichheit und Mobilität, stellt die Sachdimension auf Funktionen ab. Konzipiert man die gesellschaftliche Moderne als die Ausdifferenzierung der Gesellschaft in voneinander sich weg-differenzierende, je eigene Logiken und Codierungen ausbildende Funktionen, so ist die Stadt der Ort, an dem diese Funktionen unmittelbar aufeinander bezogen erscheinen. In Städten kulminieren sowohl ökonomische wie politische, rechtliche wie wissenschaftliche, künstlerische wie erzieherische Kommunikationsformen, und nur in Städten lassen sie sich *gleichzeitig* und in dieser geballten Form aufeinander bezogen beobachten. Nicht umsonst beginnt die soziologische Semantik moderner, in diesem Sinne städtischer Lebensformen mit einer Differenzierungstheorie, die auf der Idee der Arbeitsteilung aufbaut und ihr sinnfälliges Bild eben darin findet, dass in den Städten diese Teilung der Arbeit und vor allem die Organisation des Verschiedenen zu einer funktionierenden Gestalt sichtbar wird.

Dass Städte Organismen sind, die sich unkontrolliert und kaum planbar entwickeln, dass sie aber zugleich das Objekt von Planung, Städtebau und Ordnungsfantasien geworden sind, ist

als Metapher durchaus plausibel. Schon René Descartes hatte vor 300 Jahren geklagt: „Denn man mag zwar, wenn man die Gebäude der alten Städte jedes für sich betrachtet, sie gerade-so kunstvoll oder selbst kunstvoller finden, als die der neueren Städte, sieht man aber ihre Anordnung an, und bemerkt, wie hier ein großes, dort ein kleines steht, und wie sie die Straßen krumm und ungleich machen, so sollte man sagen, dass eher der Zufall als der Wille vernunftbegabter Menschen sie so angeordnet hat.“ (Descartes 1957, S. 9) Städte entstammen eben nicht dem vernünftigen Willen, sondern eher der sich selbst verstärkenden Entwicklung. Städte sind eben keine Organismen im Sinne einer Gesamtgestalt, auch keine operierenden Systeme mit einer eindeutigen operativen Grenze, sondern eher Orte, an denen sich sachlich Unterschiedliches gleichzeitig und in Echtzeit in Wechselwirkung befindet.

Zeitdimension

In der *Zeitdimension* schließlich verweisen Städte auf Dynamik und Geschwindigkeit. Die Zeit (als das Gleichzeitige) ist selbst jene Sinndimension, in der das Räumliche aufscheint, in der also die Gleichzeitigkeit von Verschiedenem an einem Ort sichtbar wird. Aber gerade aufgrund der Verschiedenheit des an einem Ort Konzentrierten führt das zum Erlebnis der Dynamik der Zeit, der Beschleunigung und ungleicher Zeitreihen, die ständig koordiniert werden müssen. Städte *synchronisieren* unterschiedliche Zeitreihen von Verschiedenem. Vielleicht ist die Uhr – neben der (Dampf-)Maschine – deshalb die paradigmatische Maschine der Moderne, in der Differenzen nicht nur sozial (etwa in stratifizierten Lebensformen) oder sachlich (in Funktionen), sondern vor allem zeitlich (Synchronisation) bearbeitet werden müssen. Die Stadt ist letztlich selbst eine Art Synchronisationsmaschine, was sich sowohl an Verkehrsströmen als auch an der Organisation von Versorgung, sowohl am Rhythmus von Arbeits- und Freizeiten als auch an der Kontinuität von Angeboten und Nachfragen ablesen lässt. Oder noch einmal auf diese Formel gebracht: **Es kommt zusammen, was nicht zusammengehört.**

Was heißt Urbanität?

Wer über die Zukunft der Städte reden will, muss zunächst über die Vergangenheit des Städtischen reden. Und wer aus München kommt, muss unbedingt über Maximilian Josef Graf von Montgelas reden, über jenen genialen Verwaltungsreformer und ab 1799 Minister unter Kurfürst Maximilian IV., später erster König Bayerns. Montgelas' Taten sind vielfältig und ruhmreich – greifen wir uns nur dies heraus: Er hat für eine Vereinheitlichung von Gewichten, Maßen und Geldwährungen gesorgt. Das ist zunächst nichts, was sich besonders bedeutend anhört. Und es gehört zugegebenermaßen auch zu den eher unspektakulären Erfolgen des Grafen. Worauf es aber hinweist, ist dies: dass man nach Vereinheitlichungen sucht – und wenn es nur darum geht, dass man messen kann, wie viel Bier im Glas oder wie viel Sauerkraut im Fass

ist – verweist darauf, dass offensichtlich ganz unterschiedliche Interessen, Erwartungen, Maßstäbe und Perspektiven aufeinander treffen. Warum muss man das wissen? **Zu wissen, wie viel Sauerkraut im Fass und wie viel Bier im Glas ist, ist ein Zeichen von Urbanität.**

Es entlastet den Biertrinker ebenso wie den Sauerkrautenthusiasten davon, den Bierwirt oder den Sauerkrauthändler persönlich genauer kennen zu müssen. Man kann nun neutral, gewissermaßen durch ausgeschlossene dritte Maße, messen, ob man übervorteilt wird oder nicht. Man kann auch woanders Bier trinken und anderes Sauerkraut kaufen. Und sowohl Käufer als auch Verkäufer profitieren von diesem Dritten, von diesem Allgemeinen, das es ihnen ermöglicht, nicht dem Gegenüber, sondern den Regeln, den Maßen, den Währungen trauen zu müssen, abstrakten Größen also, nicht konkreten Leuten. Händler und Sauerkrautkundige, Bierwirt und Trinker können sich, wenn sie wollen, fremd bleiben – *das ist Urbanität*, und das hat der Reformator Montgelas in Bayern und München mit ermöglicht, mit all den anderen Vereinheitlichungen und Verallgemeinerungen, die die blühenden Nationalstaaten des frühen 19. Jahrhunderts so erfolgreich gemacht haben: die Etablierung des Berufsbeamtentums, den Vorrang der Staatsbürgerrolle vor der Konfession, persönliche und ökonomische Freizügigkeit usw. Und all das konzentrierte sich spätestens mit der Vernationalstaatlichung des Politischen und Administrativen, der Verbetrieblichung des Wirtschaftens und der Verschulung der Bildung in den Städten.

Was in den Städten geschah, war eine Umkehrung der alten Welt – diese war eher auf Homogenität aufgebaut oder wenigstens auf Undurchdringlichkeit der Grenzen. Jetzt begegnen sich die Menschen in all ihrer Unterschiedlichkeit. Das macht die Kraft, auch die Erotik des Städtischen aus, die sie zum Zentrum von Modernisierung machte. Das Mannigfaltige, das Unterschiedliche rückt in der Stadt nahe zusammen, wird aufeinander bezogen, befindet sich in unmittelbarer Wechselwirkung in Echtzeit und vermag es kaum, die getrennten Sphären auch voneinander getrennt zu belassen. Aber Urbanität sorgt dafür, dass man von der konkreten Person absehen kann, um ihr gerecht werden zu können. Nur wenn die Persönlichkeit des Biertrinkers keine Rolle spielt, wird das Glas wirklich vollgemacht!

Privileg der Fremdheit

Urbane Lebensformen sind nur deshalb möglich, weil sich in den Städten vor allem Fremde begegnen. Es klingt auf den ersten Blick vielleicht paradox, aber gerade in den Ballungsräumen, in denen sowohl räumliche Nähe als auch funktionale Abhängigkeiten untereinander extrem gesteigert werden, werden die *Grenzen der Gemeinschaft*, die Unmöglichkeit, das gesellschaftliche Leben auf direkte persönliche Reziprozität aufzubauen, besonders deutlich. Distanz und persönliche Neutralität treten an ihre Stelle. Um es auf eine Formel zu brin-

gen: **Nur weil man reden, argumentieren, deliberieren könnte, war Schweigen und Distanzierung überhaupt eine Option.**

Die Urbanität der Städte lebt vom bürgerlichen Privileg, in Ruhe gelassen werden zu können. Nur in Städten kann es gelingen, Hunderten von Fremden zu begegnen und niemand von ihnen bedrohlich zu finden. Nur in Städten kann man wirklich allein sein – weil so viele andere da sind. Nur in Städten bleibt man unbeobachtet – weil der andere eben ein Fremder ist. Nur in Städten kann man in Ruhe gelassen werden – weil andere da sind, die auch in Ruhe gelassen werden wollen. Und übrigens gibt es letztlich auch nur dort Freundschaft im engeren Sinne, weil solche Freunde eben keine Freunde sein *müssen*, sondern auch anders könnten und es nur deshalb auch wollen können. Die Zukunft der Städte wird sich daran erweisen, ob es gelingt, dieses bürgerliche Privileg der Fremdheit zu erhalten. Die Möglichkeit, in Ruhe gelassen zu werden, setzt voraus, dass viele andere da sind, die auch in Ruhe gelassen werden wollen. Und all das setzt Verhaltensweisen voraus, an die sich die anderen ohne Einwirkung von außen auch halten. **Urbanität lebt von Innenregulierung, nicht von Außenregulierung.**

Urbanität als steigerungsfähiger Sachverhalt

Ich meine, den Nachweis erbracht zu haben, dass das Städtische und das Urbane nicht per se zusammenfallen. Das Städtische als die Gleichzeitigkeit von Unterschiedlichem an einem Ort muss nicht urban sein, zumindest nicht in dem Sinne, dass sich das Städtische in seiner kaum kontrollierbaren Dynamik so entfaltet, dass das bürgerliche Privileg, in Ruhe gelassen werden zu können, auch gelingt. Wie sehr diese Spannung zwischen Eigendynamik und dem der Moderne eigenen Drang nach Planung und Kalkulierbarkeit in Spannung miteinander geraten können, lässt sich an frühen Entwürfen städtischer Utopien beobachten. Ich habe schon René Descartes zitiert, dessen Metapher moderner Rationalität ein modernes Bild der Stadt abrufte: gerade Straßen, klare Strukturen, nichts Krümmes, vernünftig eben. Und aus exakt diesem Holz sind auch Ideen der Idealstadt oder anderer Stadtutopien geschnitzt. Es soll darin zumeist darum gehen, gerade das Eigendynamische und Unplanbare des Städtischen in den Griff zu bekommen. Man denke etwa an das Konzept der Gartenstadt von Ebenezer Howard, in dem versucht wird, Funktionen wie organisiert aufeinander zu beziehen, Wege und Bewegungen kalkulierbar zu machen, Lebensformen zu präjudizieren.

Es ist kein Zufall, dass solche Utopien zeitgleich mit dem industriellen Fordismus entstanden sind, in dem es gerade darum geht, komplexe Vorgänge möglichst störungsfrei planen zu können. Die Krise des Fordismus begann dort, wo man auf Kreativität und schnelle Reaktion auf Umweltveränderungen in der industriellen Produktion setzen musste und wo sich zentralistische Steuerung nur unter hohen Kosten der Abweichungsverhinderung einsetzen ließ. Wie der industrielle For-

dismus hat auch die Idee einer Idealstadt stets etwas Autoritäres an sich – selbst wenn das den Intentionen der Akteure widersprechen mag. Das Urbane jedenfalls, die Kooperationsfähigkeit von nicht Koordiniertem ist nicht im Fokus solcher Ideen.

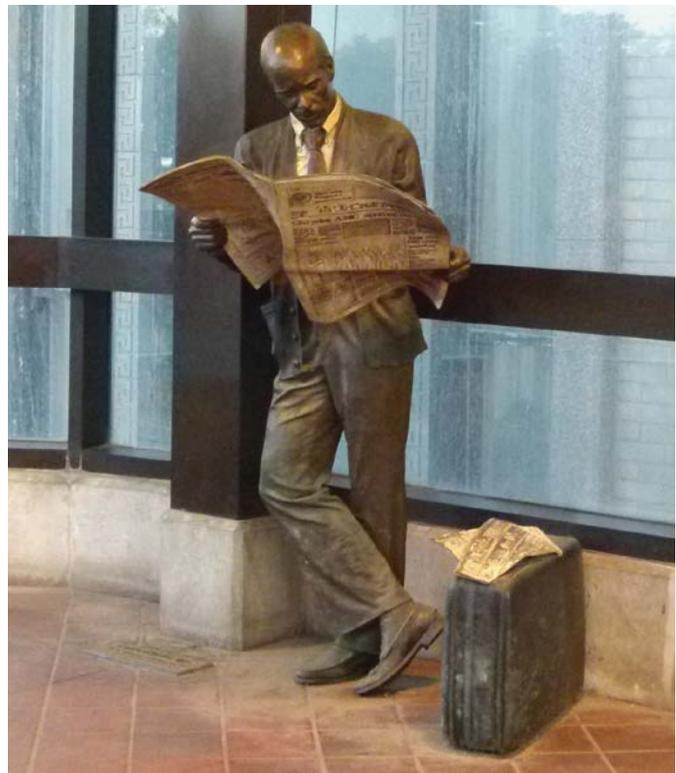


Abb. 3: ... auch mal in Ruhe gelassen werden – hier in Detroit

Reale Städte widersprechen jedenfalls solchen Regulierungsmöglichkeiten – was im Übrigen parallel zur Diskussion um die Steuerungsfähigkeit moderner Gesellschaften per se zu sehen ist. Deshalb sieht man heute auch von solchen zentralen Planungsszenarien und Idealvorstellungen von Städten ab. An den Städten jedenfalls müssen sich neue Techniken des Interessenausgleichs bewähren: Übersetzungsleistungen zwischen unterschiedlichen Funktionen der Gesellschaft, zwischen unterschiedlichen Milieus und Lebensformen, zwischen unterschiedlichen Bedürfnissen. Das Medium einer urbanen Stadt ist nicht der zentrale ideale Entwurf, sondern eher die Figur der Mediation. Wenn es stimmt, dass Urbanität von dem bürgerlichen Privileg lebt, in Ruhe gelassen werden zu können, dann wäre die angemessene politische Form des Städtischen tatsächlich der Interessenausgleich, der auf nicht zu viele Gemeinschaftselemente setzen muss, um entsprechend zivilisiert bleiben zu können.

Urbanität lebt von Unsichtbarkeit. In Gefahr ist Urbanität dann, wenn sich Ordnung und Anonymität ausschließen. In den Städten sind die ökologischen Bedingungen für Minderheiten – ethnische, sexuelle, kulturelle etc. – am besten, weil sie dort sichtbar sind, aber gerade deshalb nicht auffallen müssen. In den Städten kann man leben, als sei der andere nicht

da – gerade weil er da ist. In den Städten kann man auf Dauerbeobachtung verzichten – weil immer welche gucken. Wenn die Ordnung in den Städten nur noch durch Polizeipräsenz, nur noch durch Überwachungskameras, nur noch durch Umgehung von gefährlichen Räumen, nur noch durch Homogenität und Segregation gelingen kann, werden die Städte zwar weiter existieren, aber Urbanität wird verschwinden. Urbanität lebt von der Begrenzung der Gemeinschaft und von der Abwesenheit äußerer Kontrolle. Städte aber setzen zunehmend auf zu viel Gemeinschaft und zu viel äußere Kontrolle. Das ist die größte Gefahr für die Städte. Der Lackmустest für Urbanität ist die Frage, wie viel soziale Ungleichheit sie aushält, wie viel Pluralität sie gewährt, ob auch Migranten und sexuelle Minderheiten, Behinderte und Skurrile fremd und unsichtbar bleiben können.

Differenzierte Indifferenz

Urbanität ist mehr als eine Idee, mehr als eine Theorie, mehr als ein Anlass für hehre normative Sätze, mehr als ein Konzept. Urbanität ist eine *Praxis*, die eingeübt werden will. Sie leitet die Bewegung der Körper ebenso an wie die Blicke der Menschen. Auch Fremdheit muss eingeübt werden. Der indifferente Blick, nicht auf den anderen zu reagieren, sich trotz Sichtbarkeit unbeobachtbar zu machen, Blicke ebenso wie Nicht-Blicke aushalten zu können, all das muss der Körper und müssen die Augen, muss die innere Aufmerksamkeit und der eigene Wille praktisch einüben. Als Praxis liegt Urbanität in der Wechselseitigkeit der Bewegungen, gewissermaßen in einem aktiven Nichts-Tun, in differenzierter Indifferenz.

Die Zukunft der Städte hängt nicht allein von den Städten ab. Sie hängt auch davon ab, ob auch eine postbürgerliche Gesellschaft in der Lage ist, eine solche Praxis der Fremdheit hervorzubringen – die bürgerliche Gesellschaft hat dieses ihr Potenzial oft selbst genug verraten und dementiert, wovon viele historische Plätze gerade auch in München zeugen. Auf dem Spiel steht letztlich die alte Idee einer Ordnung, die Freiheit als wechselseitiges Arrangement betrachtet und dafür auf äußere Kontrolle stärker verzichten kann als alle anderen Sozialformen. Es ist die Idee, die in München auch mit dem Namen Montgelas verbunden ist – und wenn die Idee nunmehr 200 Jahre alt ist, muss ihre praktische Bewährung doch immer neu erworben werden. Die Zukunft der Städte, gerade der globalisierten Städte, entscheidet sich deshalb in der Gegenwart, im konkreten praktischen Umgang.

Prof. Dr. Armin Nassehi

Sozialwissenschaftliche Fakultät, Department Institut für Soziologie an der Ludwig-Maximilians-Universität München

Quellen:

- Arendt, Hannah (1981): *Vita activa oder Vom tätigen Leben*, München.
- Bahrdt, Hans Paul (1969): *Die moderne Großstadt. Soziologische Überlegungen zum Städtebau*, Neuauflage Hamburg (zuerst 1961).
- Descartes, René (1957): *Abhandlung über die Methode (1673)*, Hamburg (Nachdr. d. 4. Aufl. v. 1922).
- Habermas, Jürgen (1998): *Die postnationale Konstellation*, Frankfurt/M.
- Kant, Immanuel (1983): *Kritik der reinen Vernunft. Erster Teil, Band 3 der Werke in 10 Bänden*, hg. von Wilhelm Weischedel, Darmstadt.
- König, René (1958): *Grundformen der Gesellschaft: Die Gemeinde*, Hamburg.

Mitgliederrekord

Der vhw begrüßt die Stadt Hof als 1.700stes Mitglied

Immer mehr Städte setzen auf die Partnerschaft mit dem vhw. Mit der bayerischen Stadt Hof zählt der Bundesverband nun 1.700 Mitglieder und erreicht damit seine bisher höchste Zahl an Mitgliedern. Zu diesem kleinen Jubiläum begrüßte Oberbürgermeister Dr. Harald Fichtner den vhw Regionalgeschäftsführer Yves Müller im Rathaus der Stadt Hof und freute sich über einen Fortbildungsgutschein des vhw.

Verwaltungsmitarbeiter der Stadt Hof sind seit Jahren regelmäßig Gast bei vhw-Fortbildungsveranstaltungen. So war eine Mitgliedschaft im vhw – Bundesverband für Wohnen und Stadtentwicklung ein konsequenter Schritt für die 44.000-Einwohner-Stadt in Oberfranken. Oberbürgermeister Dr. Fichtner wünschte eine erfolgreiche Zusammenarbeit und alles Gute bei der Verfolgung der verbandspolitischen Ziele des Bundesverbandes.

Der vhw ist ein gemeinnütziger Verband. Er engagiert sich durch Fortbildung und Forschung in den Handlungsfeldern

Wohnen und Stadtentwicklung für die Leistungsfähigkeit der Kommunen, eine vielfältige Bürgergesellschaft und die Stärkung der lokalen Demokratie.

Die Fortbildungsveranstaltungen des vhw umfassen ein breites Spektrum an Themen der Stadtentwicklung. Sie unterstützen rechtssicheres Arbeiten im Berufsalltag und richten sich vor allem an kommunale Entscheider und Mitarbeiter, aber auch an Architekten, Ingenieure und Sachverständige. 2014 nutzen über 43.000 Teilnehmer die vhw-Fortbildungsangebote.



Yves Müller (rechts) überreicht einen Fortbildungsgutschein an den Hofer Oberbürgermeister Dr. Harald Fichtner